

Gerhard Hirschfeld

Gesellschaftsbilder - Feindbilder

Kaum ein Historiker wird heute noch jene Kontinuität zwischen dem wilhelminischen Kaiserreich und der nachfolgenden Weimarer Republik ernsthaft in Frage stellen, die in hohem Maße zum Scheitern der ersten deutschen Demokratie beigetragen hat. Diese Kontinuität umfaßte allerdings nicht nur die gesellschaftlichen Machtverhältnisse und sozialen Strukturen, sie äußerte sich zudem auch in einer „moralischen Kontinuität“ (Heinrich-August Winkler), die von nahezu allen politischen Richtungen, einschließlich der neuen demokratischen Eliten, vertreten wurde.

Damit gesellte sich zu der sogenannten Dolchstoßlegende von Rechts, der von Teilen der deutschen Öffentlichkeit begierig aufgenommenen Schuldzuweisung für die militärische Niederlage von 1918, eine neue „Kriegsunschuldlegende“. Diese sollte nach dem Willen der Weimarer Demokraten nicht zuletzt als eine emotionale Klammer für die auseinanderstrebenden politischen und gesellschaftlichen Kräfte der jungen Republik wirken. Indem sich auch das linke und liberale republikanische Parteienspektrum, unter dem Eindruck der zweifellos harten Bestimmungen des Versailler Vertrages, gewisse deutschnationale Mythen über Kriegsausbruch und -niederlage zu eigen machte, verhinderte es den notwendigen politischen und moralischen Bruch mit der Vergangenheit. Damit erwies sich die Ablehnung des Friedensvertrages von Versailles einmal mehr als das einzige „emotional wirksame Integrationsmittel“ (Hagen Schulze), über das die Republik gebot. Verstärkt wurde der „Kampf gegen die Kriegsschuldlüge“ innerhalb der politischen Kultur Weimars durch das Fortbestehen radikaler Wahrnehmungsmuster und scharf akzentuierter Bilder aus der Zeit des Weltkriegs. Hierzu zählten sowohl die kolportierten Vorstellungen von den Weltkriegs-Feinden, ganz in der Tradition der Feindbilder des Krieges, als auch jene nationalen Erklärungsparadigmen, die als Selbstbilder in der Tradition gesellschaftlicher Institutionen und Gruppen stehen. Fremd- und Eigenbilder haben nicht selten ein dialektisches Verhältnis zueinander: sie bedingen sich und bauen aufeinander auf.

Nicht zufällig widmen sich daher einige Arbeiten innerhalb unseres Weltkriegsprojekts der „Ideologisierung“ der deutschen Gesellschaft mittels nationaler Feindbilder und Bedrohungsszenarien. Natürlich war die Ausbildung derartiger Feindprojektionen nicht nur ein deutsches Phänomen: stereotype Klassifizierungen und kollektive Verzeichnungen des Feindes oder der Feinde existierten in allen Kriegsgesellschaften und sie beschränkten sich keineswegs nur auf den Zeitraum 1914 bis 1918. Die dominierende „nationale Mentalität“ (Stéphane Audoin-Rouzeau) der Franzosen während des Krieges beispielsweise hatte ihre

Wurzeln bereits im 18. Jahrhundert und sie erfuhr wesentliche Impulse durch den deutsch-französischen Krieg von 1870/71. Allerdings gewann die nationale Selbststilisierung vor dem Hintergrund einer zunehmenden „Entmenschlichung“ im Ersten Weltkrieg eine neue ideologische, ethische und sogar ethnische Dimension, die vom „Prozeß der Zivilisation“ (Norbert Elias) in Europa nur wenig übrig ließ.

Zu fragen bleibt aber, warum vor allem in Deutschland die während des Krieges fortentwickelten und zugespitzten Feindbilder und Bedrohungsszenarien auch noch nach dem Krieg ein ungeheures Maß an Virulenz und Aggressivität verzeichneten, mithin eine neue Aufladung erfuhren. Zu fragen bleibt ferner, warum derartige nationale Bilder und radikale Äußerungen eines fremdbestimmten Selbstwertgefühls insbesondere auch innerhalb des liberalen und konfessionellen Bürgertums nicht nur große Zustimmung erhielten, sondern dort geradezu identitätsstiftend wirken konnten.

Die nachfolgenden Beiträge gehen diese Fragen aus unterschiedlichen Perspektiven an. Reinhard Ilg untersucht am Beispiel eines württembergischen traditionsreichen, katholischen Gymnasiums vor und während des Ersten Weltkriegs das berufliche und politische Selbstverständnis katholischer Bildungsbürger, ihr Geschichtsbild sowie ihre Einstellung gegenüber Nation und Monarchie in Krieg und Frieden. Anhand der ausgewerteten Festreden zu unterschiedlichen Anlässen im Schuljahr sowie eines glücklicherweise erhaltenen Kriegstagebuchs (das ein Abiturient auf Anregung des Rektors verfaßt hatte) gelingt der Nachweis, daß Habitus und Haltung der jungen Männer während des Krieges sich auf einen ausgewählten Kanon tradierter Wertvorstellungen und überkommener ideologischer Kategorien stützen konnten. Ein unerwarteter Befund der Untersuchung von Reinhard Ilg besteht zudem darin, daß sich im Hinblick auf das Geschichtsverständnis der katholischen Erzieher, in ihrer Einstellung zum preußisch-deutschen Nationalstaat, zu den Monarchien in Preußen und Württemberg sowie in der Erfahrung des Weltkriegs frappierende Übereinstimmungen zwischen katholischen und protestantischen Bildungsbürgern ergeben. Die verbreitete Annahme einer seit Bismarck bestehenden nationalen Distanz der Katholiken im Kaiserreich bedarf einer kritischen Überprüfung.

Ebenso wie im Katholizismus Württembergs bestanden auch innerhalb des protestantischen Milieus feste Feindbilder, die sich sowohl auf innere als auch auf äußere Gegner bezogen. In der evangelischen Publizistik des Landes fanden sich, wie Michael Trauthig in seinem Beitrag schlüssig herausarbeitet, vornehmlich zwei konsistente nationale Feindbilder, die sich auch nach dem Ende des Krieges zunächst einer nahezu ungebrochenen Vehemenz erfreuten: das des französischen Erbfeindes sowie das des englischen Konkurrenten. Tradierter Nationalismus im Verein mit christlichen Übertreibungen und Verzeichnungen bildeten dabei jenen ideologischen Bodensatz, aus dem die protestantische Presse Württembergs ihr religiös legitimates, antiliberales und vermeintlich unpolitisches Selbstverständnis bezog. Komplizierte Sachverhalte wurden in der Regel

durch die Reduktion auf ein Freund-Feind-Schema simplifiziert, politische und gesellschaftliche Bedingungen und Begründungszusammenhänge zugunsten kirchlich-theologischer Denkmuster für obsolet erklärt. Erst Mitte der 20er Jahre begann eine, allerdings nur sehr allmähliche, Auflösung der bestehenden Feindbilder. Bezeichnenderweise wurden diese nun von dem übermächtig erscheinenden Bedrohungsszenarium eines antichristlichen Bolschewismus ersetzt und, auf dem Weg einer erneuten Schuldzuweisung an die Adresse Frankreichs als ursprünglichen Hort revolutionärer Ideen, politisch instrumentalisiert.

Der Kommunismus, außenpolitisch in Gestalt der Sowjetunion und innenpolitisch verkörpert durch die KPD, war fortan das wichtigste und vor allem emotional am stärksten besetzte Feindbild für das liberal-konservative Bürgertum der Weimarer Republik. In welchem Maße die rechtsliberale württembergische Presse dieses „Feindbildensemble“ nachzeichnete und weiterentwickelte, beschreibt Michael Scherrmann unter Rekurs auf den in Stuttgart ansässigen, politisch der DVP nahestehenden, auf eine protestantische besitz- und bildungsbürgerliche Leserschaft ausgerichteten „Schwäbischen Merkur“. Die bereits 1921 ausdifferenzierten Feindbilder des russischen Bolschewismus und des deutschen Kommunismus verselbständigten sich in der Wahrnehmung und Vorstellung dieser Presse während der zwanziger Jahre derart, daß die eigenen liberalen Werte und Ideen zunehmend in den Hintergrund traten. Der Herausforderung durch den Nationalsozialismus begegneten sie schließlich nurmehr mit Ratlosigkeit und Resignation.

Werden durch die Presse als Institution der veröffentlichten Meinung einer Bevölkerung zunächst kollektive Mentalitäten in einer selektiven Weise repräsentiert, so lassen sich durch die Auswertung von Schulgeschichtsbüchern aufgrund ihrer besonderen Funktion vielleicht sogar generelle Erkenntnisse über das Geschichts- und Selbstverständnis eines ganzen Volkes gewinnen. Als Dokumente der Selbst- und Fremdbilder einer Nation besitzen Schulbücher somit einen einzigartigen Quellenwert, vermitteln sie im allgemeinen doch jene Auffassung von Geschichte, die sich mit den historischen „Grundannahmen der jeweiligen Gesellschaft“ deckt. Ein zusätzlicher Erkenntnisgewinn liegt in dem Beitrag von Rainer Bendick über die Darstellung des Weltkriegs in deutschen und französischen Schulbüchern darin, daß er zwei nationale Schulbuchhistoriographien seit der Vorkriegszeit bis in die dreißiger Jahre hinein miteinander konfrontiert, um so u.a. Inhalte, Dauer und Veränderung der „Kriegskultur“ in ihrer jeweiligen Ausprägung und Betrachtung zu rekonstruieren. Der Befund ist sehr deutlich: Während in den deutschen Schulbüchern der Erste Weltkrieg grundsätzlich als eine nichtabgeschlossene Vergangenheit empfunden wurde, wobei die revisionistischen Deutungsmuster und heroischen Beschreibungen des Kriegsgeschehens sich als denkbar uniform und gleichsam stereotyp erweisen, fand in den französischen Lehrwerken, mit zunehmender zeitlicher Distanz zum Krieg, eine bemerkenswerte Abkehr von früheren Interpretationen statt. An die Stelle des Kampfes für Freiheit und Zivilisation gegen die deutsche Barbarei trat seit Beginn

der dreißiger Jahre eine pazifistische Sicht eines Krieges, dessen „zivilisationsstörende Wirkung“ Mensch und Landschaft gleichermaßen vernichtete und versehrte. Zur gleichen Zeit kündeten bereits die nationalsozialistischen Geschichtsbücher von der Geburt eines „neuen Menschen“, der aus den Materialschlachten des Ersten Weltkriegs als unerbittlicher Kämpfer für das „neue Deutschland“ hervorgegangen sei.

Auch für die meisten Angehörigen der deutschen Universitäten, Professoren wie Studenten, war der Erste Weltkrieg mit der Niederlage von 1918 keineswegs beendet. Von einer realistischen Auseinandersetzung mit dem Krieg und seinen Auswirkungen konnte kaum eine Rede sein. Ein ausgesprochenes Weltkriegsgedenken fand im ansonsten kaum überschaubaren akademischen Fest- und Gedenkalender der Universitäten allerdings nur selten statt. Dies gilt auch, wie Mathias Kotowski in seinem Beitrag feststellt, für die Universität Tübingen, deren Studierende die höchste prozentuale Kriegsbeteiligung aller deutschen Hochschulen für sich in Anspruch nehmen konnten. Dem studentischen Engagement wollten die Professoren nicht nachstehen und legten eine eigene, überaus reiche Kriegspublikation vor. Sofern des Krieges offiziell gedacht wurde, artikulierten sich bei diesen Veranstaltungen im allgemeinen ein Protest gegen die Folgen der Niederlage für Deutschland, die „Schande von Versailles“, sowie allgemein gegen die Weimarer Demokratie und ihre Institutionen. Vereinzelte Aufforderungen, die politischen Realitäten endlich anzuerkennen und die nationalistischen Parolen der Vergangenheit zu überlassen, waren bereits lange vor der nationalsozialistischen Machtergreifung wieder verstummt.

Im Prozeß der nach dem Krieg einsetzenden Instrumentalisierung des Weltkriegs in politischer Absicht bei gleichzeitiger Verdrängung seiner Folgen für den Einzelnen und die Gesellschaft spielte auch die bildliche Darstellung der Vernichtungen und Verwüstungen eine bedeutsame Rolle. Basierend auf einem reichen Fundus visueller und publizistischer Quellen vermag Susanne Brandt aufzuzeigen, wie die Berichte und Bilder von den Zerstörungen und Verheerungen an der Westfront während des Krieges zunächst bei der „doppelten Verdrängung“ der Niederlage (Ulrich Heinemann) sowie nach 1933 zunehmend bei der Vorbereitung auf einen künftigen Krieg zielgerichtet eingesetzt wurden. Selbst in den offiziellen und privaten Reiseberichten von Angehörigen und Kriegsveteranen zu den Gräbern der gefallenen Soldaten in Belgien und Frankreich wurden Eindrücke und Ansichten von den Zerstörungen äußerst erfolgreich instrumentalisiert. Insofern ist der Autorin zuzustimmen, wenn sie die in der deutschen Öffentlichkeit verbreitete Nichtanerkennung der militärischen Niederlage von 1918 und den Wunsch nach Revision dieses Ergebnisses als einen späten Sieg der deutschen Kriegspropaganda wertet.

Konsequenterweise zelebrierte und inszenierte die nationalsozialistische Führung schließlich 1940 den militärischen Sieg über Frankreich und Belgien als das eigentliche Ende des Ersten Weltkriegs. Auf die immer noch beunruhigende Frage, wie es einer primitiven und brutalen Ideologie gelingen konnte, die politische

Unterstützung und über lange Zeit auch die emotionale Bindung großer Teile selbst der gebildeten Schichten der deutschen Bevölkerung zu gewinnen, finden sich hier wie auch in den vorhergehenden Beiträgen erhellende Antworten.